

Die Deserteure im Runkelkeller

Meine frühesten Kindheitserinnerungen sind geprägt von Militär und Soldaten. Dies ist erklärbar, wurde ich doch 1934 in Ossingen, einem kleinen Dorf im Norden des Kantons Zürich, geboren. Unser Gasthof inmitten des Dorfes mit den geräumigen dazugehörenden Ökonomiegebäuden wurde mit der zunehmenden Kriegsgefahr und der anlaufenden Mobilmachung militärisch beschlagnahmt.

Militärische Einquartierung

Der grosse Saal im ersten Stock wurde umfunktioniert in eine Soldatenunterkunft. Noch kann ich mich erinnern, wie das aussah: In der Mitte ein langer Gang und zu beiden Seiten Strohlager. Der kleinere Saal neben der Gaststube diente als Kantonnement, so hiess das damals.

In der Gaststube sassen an den damals noch üblichen langen Wirtshaustischen zu jeder Tageszeit Soldaten, und wenn am Radio Hitlers Hetztiraden lautstark eingestellt waren, war die Gaststube jeweils zum Bersten voll mit Soldaten. Wo ich also stand und ging, war ich den Soldaten im Wege, deshalb wurde ich oft zu Verwandten oder Nachbarn gebracht.

Lehrkräfte im Militärdienst

Die ersten fünf Schuljahre waren dann richtig vom Krieg geprägt. In der 1.-3. Klasse hatten wir oft nur am Nachmittag Unterricht, weil der einzige ältere Lehrer, der nicht eingezogen wurde, am Vormittag die 4.-6. Klasse unterrichtete. Der Unterricht beschränkte sich in konzentrierter Form auf Rechnen, Lesen und Schreiben. Erlebnisunterricht fand zu Hause im Alltag statt. Nach der Schule wurden die Kinder in Haus- und Feldarbeiten integriert. Jede arbeitsfähige Hand wurde gebraucht. Die damalige Erwachsenengeneration hätte wahrscheinlich ungläubig den Kopf geschüttelt, wenn man ihr gesagt hätte, dass ein halbes Jahrhundert später Zeit und Geld zur Verfügung stehen würden, um für Kinder Freizeitaktivitäten zu organisieren.

Zurück zum Ochsengepann

Der Mehranbauzwang lastete schwer auf der Bevölkerung. Unsere beiden Zugpferde wurden eingezogen. Der Vater und der eine Knecht waren ebenfalls weg. Der dienstuntaugliche Knecht, meine Mutter und Tagelöhnerinnen taten ihr möglichstes, um über die Runden zu kommen. Irgendwie schaffte es der Vater, bei dringenden Feldarbeiten Urlaub zu kriegen.

In der Not spannte man wieder Ochsen ein. Jochgeschirre, die dazu benötigt wurden, waren damals noch nicht umfunktioniert zu rustikalen Lampen. Im Gegensatz zu Pferden, die man vom Wagen aus lenken kann, musste das Ochsengepann geführt werden, und dies war meine Arbeit.

Diese urwüchsigen, kräftigen Tiere hinterliessen bei mir einen nachhaltigen Eindruck. Da sie ohne Nasenring gingen, hätten sie mich jederzeit überrennen können, taten es aber nicht, im Gegenteil, sie waren sanft und zahm und liessen sich von mir mit nur einem Halfter leicht führen. Auch waren sie langsamer als

Pferdegespanne und liessen sich durch nichts, aber auch gar nichts zu einer schnelleren Gangart bewegen. Selbst wenn bei herannahenden Gewittern höchste Eile geboten war, behielten sie ihren gleichmässigen Tritt, und oft musste deswegen zu Hause das nass gewordene Heu auf dem Hofplatz getrocknet werden.

Ährenlesende Städter

Dass für viele Leute die Lebensmittel knapp waren, wurde mir bewusst durch die Rationierungsmarken, die an die Bevölkerung abgegeben wurden. In der Erntezeit kamen deshalb Scharen von Städtern mit dem Mittagszug und verteilten sich auf den abgeernteten Feldern, um Ähren zu lesen. Ihre pro Nachmittag eingesammelten 1-2 Ährensäcke konnten sie auf der gemeindeeigenen Dreschmaschine dreschen lassen.

Als der deutsche Einmarsch befürchtet wurde, verliessen viele nicht bäuerliche Einwohner das Dorf. Ich wurde für einige Zeit zu meinem Onkel nach Zürich gebracht. An der Forchstrasse 212 hatte er eine Metzgerei. Ich muss wohl längere Zeit dort verbracht haben, denn ich freundete mich dort mit Kindern an und erinnere mich gut, wie wir auf der Forchstrasse spielten.

Aus Sicherheitsgründen musste in der Nacht verdunkelt werden. Keine Strassenlaterne brannte, und erleuchtete Fenster mussten mit dunkeln Stoffen abgedeckt werden.

Der Flugzeugabsturz

Trotzdem blieb Ossingen nicht ganz von Kriegszerstörungen verschont. Es geschah an einem heissen Augustnachmittag im Jahre 1944. Wir waren auf dem Feld mit Erntearbeiten beschäftigt. Ich erhielt den Auftrag, im nahe gelegenen Bach den kaltgestellten Most zu holen. Plötzlich ertönte am Himmel ein bereits wohlbekanntes Geräusch von herannahenden Flugzeugen, diesmal aber nicht weit entfernt, sondern direkt über unseren Köpfen. Jemand rief mir etwas zu. Ich verstand nicht, sah aber, wie sich alle Erwachsenen platt auf den Boden warfen, und tat es auch. Von Truttikon, also von Norden her, näherte sich ein tieffliegendes, brennendes und, wie sich später herausstellte, führerloses Flugzeug. Dann ein Knall und eine aufsteigende Rauchsäule. Vom Feld her sah es aus, als sei das Flugzeug über dem Dorf abgestürzt. Bald war aber klar, dass es nicht übers Dorf, sondern ins westlich vom Dorf gelegene Schloss Wyden abgestürzt war. Trotz dem sofortigen Eingreifen der örtlichen Feuerwehr sowie auch der umliegenden Gemeinden Andelfingen und Örlingen brannte das Schloss aus.

Es gehörte damals dem Präsidenten des Internationalen Gerichtshofes in Den Haag und war nicht ständig bewohnt. Zum Glück waren keine Menschenleben zu beklagen, aber eine im Schlossturm untergebrachte wertvolle Bibliothek war für immer zerstört.

Lange hing damals in unserer Stube eine von Professor Huber unterschriebene Dankesurkunde an die Feuerwehrleute. Kürzlich erst habe ich sie weggeworfen, da dieses Ereignis nun wirklich der Vergangenheit angehört. Das Schloss ist ja längst wieder aufgebaut.

Der trinkfeste Russe

Noch während und gleich nach dem Krieg wurden in Ossingen russische Internierte in einem nicht mehr bewohnten Haus einquartiert. Jeden Morgen marschierten sie in Kolonnen an den Hausersee, wo sie Torf stechen und den getrockneten Torf anschliessend auf der Bahnstation in Eisenbahnwagen verladen mussten. Mangels Kohle diente Torf als Brennmaterial.

Da damals die Mechanisierung der Landwirtschaft noch in den Anfängen steckte und dadurch jahreszeitlich bedingter Arbeitskräftemangel herrschte, wurden Internierte den Bauern einzeln oder in Gruppen zugeteilt. Auch an unserem Mittagstisch sass einmal ein Russe. Wie üblich tranken bei schweren Feldarbeiten die Erwachsenen nach dem Essen einen Kaffee mit Schnaps. Kaffee war bei uns immer vorhanden, weil wir selbstgemachte Butter gegen Kaffeemarken eintauschten. Mein Vater hielt auch dem Russen die Schnapsflasche hin in der Meinung, der würde wie er ein wenig auf einen Zucker träufeln und in den Kaffee rühren. Der aber ergriff freudestrahlend die Flasche, setzte sie an den Mund und trank daraus, als ob es reines Brunnenwasser wäre. Am Nachmittag kam er zwar mit aufs Feld, legte sich aber bald unter einen Baum, wo man ihn schlafen liess. Immer öfter fahren jetzt Flüchtlingszüge auf der Bahnlinie Etwilen–Winterthur. Durch den Stationsvorsteher erfuhr man rechtzeitig, ob der Zug in Ossingen anhält. Wenn ja, strich meine Mutter Butterbrote und eilte mit anderen Frauen zur Bahnstation, wo sie die Brote in die aus den Wagenfenstern gestreckten Hände der Flüchtlinge legte, denn aussteigen durften diese nicht.

Vor russischer Gefangenschaft bewahrt

Erwähnenswert ist sicher die spontane Hilfsbereitschaft der grenznahen Bevölkerung. Zwei junge Deutsche aus dem nahen Lottstetten, die in die Schweiz desertierten, versteckten wir im Runkelkeller. Sie hatten schon in Ossingen gearbeitet und suchten nun hier Hilfe, denn ihnen drohte zu Hause die russische Kriegsgefangenschaft, die Deportation nach Russland. Was mein Vater getan hat, hätte ihn ins Gefängnis bringen können, trotzdem tat er es. Wie die beiden von Ossingen wegkamen, entzieht sich meiner Kenntnis, aber mit Sicherheit konnte Vater auf die Hilfe und Verschwiegenheit der lokalen Behörden zählen. An dieser Stelle möchte ich der damaligen Regierung meinen Dank aussprechen. Ob strategisch oder diplomatisch, sie hat die Schweiz aus dem Krieg herausgehalten und sorgte so dafür, dass ich mich 1956 in einem nicht vom Krieg zerstörten Land und nicht vom Kriegsgeschehen traumatisiert in den Arbeitsprozess eingliedern konnte.

Elisabeth Girsberger